

Matthäus

Eine Erinnerung
von

Robert J. Larsson

Si quidem deus est unde mala?
Boethius, De Consolatione Philosophiae
Liber Primus, prosa quarta, v. 100 – 101

2017

Vorwort des Herausgebers

Im Mai des Jahres 19.. führte mich eine meiner Studienreisen nach London. Ich war auf der Suche nach einigen Keilschriftaufzeichnungen aus der großen Bibliothek von Ninive, die – so hoffte ich – Material für meine Untersuchungen zur Astronomie im Zweistromland des ersten vorchristlichen Jahrtausends enthielten. Der Bibliothekar des British Museum, ein freundlicher, älterer Herr schien entzückt über mein Interesse. Er erwies sich dabei als ausgezeichnete Kenner der altorientalischen Sprachen und konnte mir viele sehr nützliche Hinweise für meine Studien geben.

Eines Morgens – ich hatte gerade an dem großen Holztisch in der Mitte der gewaltigen Bibliothek Platz genommen – fragte er mich, ob ich auch an astronomischen Papyri aus Palästina interessiert sei. Sie betrafen zwar nicht unmittelbar mein Forschungsinteresse; allerdings war Palästina kulturell und geschichtlich eng mit dem Zweistromland verwoben und zugleich Brücke zum Pharaonenreich gewesen. Natürlich hatte es oft auch kriegerische Auseinandersetzungen gegeben, in denen Palästina mehrfach erobert und einem der Großreiche in der Region einverleibt worden war. Vielleicht hatten sich in einem Palast eines Statthalters einige interessante Abschriften erhalten.

Ich gab daher mein Einverständnis und der Bibliothekar brachte mir ein Bündel sorgsam geschnürter Papyri, das er mit größter Vorsicht öffnete und vor mir ausbreitete. Viele waren mit Hieroglyphen bedeckt, andere in phönizischer Schrift gehalten. Ihr Inhalt war gewiss nicht uninteressant, für meine Studien aber nur kaum zu verwenden. Ich wollte den Kustos bereits rufen, um die Papyri wieder in Verwahrung zu nehmen, da fiel mein Blick auf einen Text, der in griechischer Sprache abgefasst war. Zu meiner Verblüffung befasste er sich überhaupt nicht mit Astronomie sondern schien eine Erzählung aus der Zeit des jüdischen Krieges unter Vespasian und Titus zu enthalten.

Ich las mich regelrecht fest, denn der Text war interessant und enthielt zahlreiche Einzelheiten, die zumindest mir als einem in der römisch-jüdischen Geschichte wenig Kundigen vollkommen unbekannt waren. Leider brach der Text nach etwa 350 Zeilen ab – doch vielleicht gab es ja eine Fortsetzung auf einem weiteren Papyrus. Ich teilte mit Entdeckerstolz dem Kustos mit, was ich gefunden hatte und fragte nach weiteren Fragmenten. Der Kustos warf einen Blick auf den Text und zeigte sich mehr als verblüfft. Er fragte sich, wie dieser Text in die astronomische

Abteilung gelangt sein könne. Vielleicht, so warf ich ein, könnten ja weitere Fragmente ebenfalls dorthin geraten sein. Doch seine Nachforschungen erwiesen sich als erfolglos.

Ich beendete meinen Studienaufenthalt und reiste in meine Heimat zurück. Ich kam mit meinen Studien gut voran und hatte den sonderbaren Papyrus längst vergessen, als mich ein Brief aus London erreichte. Der Kustos der altorientalischen Sammlung des Britischen Museums, Mr. Christopher O'Reilly, eröffnete mir, dass er einen zweiten Papyrus gefunden habe, der zwar nicht nahtlos an den vorherigen anschließe, aber wohl einen großen Teil des gesamten Textes enthalte. Ich antwortete, dass ich nach Abschluss meiner Arbeiten kommen würde, um den neuen Text in Augenschein zu nehmen.

Leider beanspruchte mich die Herausgabe eines Studientextes zur assyrischen Astronomie doch noch einige Monate, so dass ich erst im folgenden Jahr den Weg nach London nehmen konnte. Der Kustos hatte bereits alles vorbereitet und gemeinsam vertieften wir uns in den Text. Er war insofern bemerkenswert, als er von einem Zeitzeugen des jüdischen Krieges geschrieben worden war, aber hauptsächlich sich der frühesten Geschichte des Christentums widmete. Dies veranlasste mich, eine Herausgabe des Textes mit einem Kollegen aus dem antiken Fach in Erwägung zu ziehen. Mr. O'Reilly bin ich für seine vielfältige Unterstützung zu außerordentlichem Dank verpflichtet, dass dies am Ende gelungen ist. Denn ohne seine aktive Mithilfe wäre es wohl nicht gelungen, manche unklare Stelle zu entwirren oder diverse kleinere Lücken zu füllen.

Die Papyri waren recht gut erhalten, so dass sich Ergänzungen in begrenztem Rahmen halten konnten. Lediglich das fehlende Stück zwischen den beiden Papyri musste ich nach bestem Wissen und Gewissen sozusagen nacherzählen. Es handelt sich vor allem um die Teile, in denen Matthäus von seinem Heimweg nach dem Tod Jesu berichtet. Vermutlich war er ursprünglich länger – ich habe mich auf eine recht knappe Zusammenfassung beschränkt. Da ich vermute, dass dem heutigen Leser die Sprache jener Zeit fremd anmutet, habe ich versucht, sie in unsere Zeit zu transponieren – ohne, so hoffe ich, den besonderen Tonfall des Schreibers zu verfälschen.

Stockholm, den 29. Dezember 19..

Alle Weisheit ist von Gott, dem Herrn,
und ist bei ihm ewiglich
Jesus Sirach, 1, 1

Prolog

Herr, dies schreibt Dein armseliger Knecht Elija aus Emmaus, einst Schreiber des ehrwürdigen Rabbi Joram, viele Monde nach dem Untergang Israels in den Feuern des Titus. Sieh mir meine Unvollkommenheit nach und lasse durch Gelehrtere als ich es bin Fehlendes ergänzen, schlecht Gesagtes verbessern und Überflüssiges entfernen.

Schrecklich ist das Land noch immer anzusehen, verwüstet sind die Felder, zerstört die Städte – Dein Haus, o Herr, zertrümmert von unseren Feinden. Deine Kinder sind ermordet, ihr Blut tränkt die Erde ihrer Heimat; die wenigen die entkamen, so wie ich, sind auch heute noch verzweifelt. Gibt es für das Volk Israel noch Hoffnung? Herr, wie konnte das alles nur geschehen?

Gott, warum verstößest Du uns so gar
Und bist so grimmig zornig über die Schafe
Deiner Weide
Psalm 74, 1

Nein, ich will nicht klagen, denn Deine Wege sind unergründlich. Hat nicht auch Hiob unerschütterlich an Deine Gerechtigkeit geglaubt? So will auch ich nicht an Dir zweifeln. Wenn Dein Volk leiden muss, dann ist dies Dein Wille. Und ist es nicht so, dass wir selbstzufrieden lebten und Dir Gehorsam schuldig blieben? Sind wir Deinen Gesetzen noch gefolgt? Haben wir Dich mit ganzem Herzen geliebt – oder waren wir erstarrt in den Riten, die uns die Priester vorgeschrieben haben?

Und, hattest Du uns ein Zeichen gegeben, uns gegen den Kaiser zu erheben? Nein, aber wir hatten unsere Ohren verschlossen und glaubten uns stark genug, auch ohne Dein Wort zu handeln. Die Besonnenen unter uns sind von unseren eigenen Händen getötet worden. Vor Deinen Augen haben wir uns zerfleischt, nur um uns in diesen hoffnungslosen Kampf zu stürzen. Auch ich habe tatenlos zugesehen, wie all dies geschah! Es war meine Furcht, in der Raserei der Unbelehrbaren unterzugehen, ja ich will es gestehen, ich war in Angst vor denen, die glaubten zu wissen, was unserem Volk zum Nutzen sei!

Ach, so viele der Unseren, Anstifter wie jene, die es haben geschehen lassen, haben diesen Hochmut teuer bezahlt! Mir aber, der ich mich nicht besser dünken darf als die, welche starben, ist ganz ohne Verdienst Deine Gnade zuteil geworden; denn ich bin errettet aus den Feuern und habe keinen Schaden genommen. Mehr noch: Auch die Meinen sind unversehrt geblieben. Wie sollte ich Dich da nicht auch in Zukunft preisen wie in den Tagen als es Deinem Volke wohl erging? Ach, auch wenn dies vermessen erscheint, ich bitte Dich Herr, sei mir auch in Zukunft gnädig!

Dein unergründlicher Wille, Herr, ließ es geschehen, dass ich Joseph begegnet bin, der mich aus der zerstörten Stadt herausführte und mich in

seine Dienste nahm. Gewiss, er diente dem Feind, doch er versuchte zum mindesten, dem Morden Einhalt zu gebieten. Er ist mir in den Wochen, die ich bei ihm weilte, ein guter Herr gewesen. Er hieß mich Forschungen über die Sekte der Galiläer anzustellen. Ich habe dadurch viel über sie erfahren, was mir bis dahin ganz unbekannt gewesen. Die Erzählungen über ihren Begründer, einen Jeshua aus der Stadt Nazareth haben vor meinem Auge das Bild eines ganz außergewöhnlichen Predigers entstehen lassen. Doch, Herr, ich habe im rechten Glauben an Dich nie geschwankt und bin den Irrlehren seiner Anhänger nicht gefolgt.

Mein Bericht, den ich für Joseph verfasst habe, hat ihn schon vor langer Zeit erreicht; was damit aber geschehen ist, vermag ich nicht zu sagen, denn uns, fernab der großen Städte, erreichen kaum Botschaften aus den Zentren des Reiches. Die Zeiten dort sind – so heißt es – nach dem Tod des Titus nicht sehr günstig. Der neue Kaiser gilt als unberechenbar und rachsüchtig. Ich hoffe, dass Joseph in den Verfolgungen, von denen wir hier nur sehr Ungenaues hören, keinen Schaden genommen hat.

Nun habe ich den Zenit meines Lebens bald überschritten; ich spüre, dass die große Müdigkeit sich langsam an mich herantastet. Meine Augen sehen nicht mehr so gut und die Hand zittert schon leicht beim Schreiben; ja, ich habe oft Mühe, die von mir selbst geschriebenen Worte später zu entziffern. Doch ich habe mich für diese selbst auferlegte Last entschieden; zu viel habe ich erfahren und erlebt, als dass ich es mit meinem Tod ganz dem Vergessen anheimfallen lassen möchte. Mögen meine Erinnerungen den Nachkommen aber auch zum Nutzen und zur Mahnung dienen.

Gott, Du hast mich von Jugend auf gelehrt
und bis hierher verkünde ich Deine Wunder.
Auch verlass mich nicht, Gott, im Alter, wenn ich grau werde,
bis ich Deinen Arm verkündige Kindeskindern
und Deine Kraft allen, die noch kommen sollen.

Psalm 71, 17-18

Geschrieben im 10. Konsulat des Imp. Caesar Domitianus Augustus und des C. Oppius Sabinus

Joseph

Da brach man in die Stadt; und alle Kriegsmänner flohen bei der Nacht
auf dem Wege durch das Tor zwischen den zwei Mauern,
der zu des Königs Garten geht ...

Sie aber griffen den König und führten ihn hinauf
zum König von Babel gen Nidla; und sie sprachen ein Urteil über ihn.
Und sie schlachteten die Kinder Zedekias vor seinen Augen
und blendeten Zedekia die Augen und banden ihn mit Ketten
und führten ihn gen Babel.

2. Könige 25, 4; 7 – 8

Mit meinem Rabbi harrete ich viele Wochen in der mit Tausenden von Pilgern und Flüchtlingen überfüllten Heiligen Stadt aus, während die Soldaten des Titus den Widerstand unseres Volkes zu brechen suchten. Tag für Tag bestürmten sie unsere Mauern; unsere Krieger wehrten sich tapfer. Doch bittere Not herrschte, es gab kaum Wasser, alle litten Hunger, niemand konnte den Kranken helfen – die Menschen wurden dahingerafft wie die Fliegen. Jene, die murrten, wurden geschlagen; wer es gar wagte, von Kapitulation zu sprechen, wurde von den Mauern gestürzt. Bis zuletzt versprachen uns die Anführer des Kampfes die entscheidende Wendung, der Herr werde sein Volk nicht fallen lassen. Er würde im rechten Moment unsere Feinde vernichten und Israel mächtiger denn je aufrichten.

Dann aber kam der Tag des Endes; die ersten Mauern barsten, die einzigen Tore, die die Unseren noch hatten verteidigen können, brachen. Die verbliebenen Krieger in unseren Reihen waren viel zu geschwächt, um noch Widerstand zu leisten. Es war grauenhaft; die Feinde wüteten in der Stadt und erschlugen jeden, der sich ihnen in den Weg stellte oder auch nur zufällig von ihnen angetroffen wurde. Kinder erstachen sie vor den Augen ihrer Mütter, nur um die Mütter danach zu nehmen, nicht einmal, nicht zweimal sondern – ich vermag es nicht zu beschreiben. Ihr Weinen um ihre getöteten Kinder schien die Lust dieser brutalen Mörder nur noch zu steigern. Waren die Frauen noch jung genug, schleppten sie sie danach aus der Stadt, um sie als Sklavinnen zu verkaufen. Die anderen aber stachen sie, wenn sie genug von ihnen hatten, einfach nieder.

Unsere Häuser plünderten sie und zwangen die Menschen ihnen die Verstecke zu zeigen, wo Gold und Silber vergraben waren. Hatten die Unseren in Todesangst das Geheimnis preisgegeben, so wurde ihre Hoffnung, wenigstens mit dem Leben davonzukommen, auf das Schrecklichste betrogen. Denn kaum hatten die Soldaten Wertvolles gefunden, ließen sie ihre Schwerter auf die Körper dieser Armen gnadenlos niedersausen. Zerschmettert hauchten die Unglücklichen ihr Leben in den Straßen aus und ihr Blut vermengte sich mit den anderen Blutbächen, die aus allen Richtungen zusammenströmten. Einigen gelang es, in den Wirren dieser Stunden aus der Stadt zu flüchten. Die meisten von diesen aber wurden von den römischen Wachen gefangen und auf einem Acker zusammengepfercht, wo sie einem ungewissen Schicksal entgegen harreten.

Aus einem Brief des Legaten C. Sempronius an sein Frau Fulvia:

Geliebte Fulvia.

Ich bin wohlauf, Sorge Dich nicht länger um mich, denn gestern ist es uns endlich gelungen, auch die Reste der Stadt Jerusalem, die sich so hartnäckig unseren Belagerungsmaschinen entgegenstimmte, einzunehmen. Viele Verluste haben wir in diesen Wochen erlitten und ich trauere um all meine guten Soldaten, die die Aufrührer getötet haben. Unser Feldherr wusste um den Zorn unserer Männer und die Entbehrungen, die sie erlitten haben – er hat die Stadt zur Plünderung freigegeben. Auch wenn wir es mit einem unbotmäßigen und rebellischen Gesindel zu tun hatten – der Anblick dessen, was in den Straßen geschah, war selbst für mich, der ich das Kriegshandwerk wahrlich seit langem betreibe, grauenvoll. Möge es Dir erspart sein, jemals mit eigenen Augen solches zu schauen. Doch das ist der Krieg und was Jerusalem widerfuhr, soll allen zur Warnung sein, die sich Rom nicht fügen wollen.

Ich selbst bin einer Spezialeinheit zugeteilt, die sich des Tempelschatzes bemächtigen soll – denn dieser steht allein dem Kaiser zu. Sobald wir ihn geborgen haben werden wir ihn verladen und dann nach Rom bringen, so dass ich Dich in wenigen Wochen – so die Götter unseren Schiffen gnädig sind – in meine Arme schließen kann.

Mein Rabbi und ich hatten uns in der allgemeinen Verwirrung mit einigen auf den Tempelberg geflüchtet in der verzweifelten Hoffnung, die Feinde würden in ihrer Raserei vielleicht vor dem Heiligsten zurückschrecken. Wieder andere hatten es gerade noch in die Oberstadt geschafft, die von den Unseren noch verteidigt wurde. Doch unsere Sicherheit im Tempel war trügerisch; auch hier herrschte an allem Mangel. Schlimmer aber noch: Den Feinden gelang es, den Tempel mit Fackelpfeilen in Flammen aufgehen zu lassen. Hastig bargen wir die heiligen Schriften und legten sie ohne jede Ordnung in Kisten und Truhen, die noch unversehrt geblieben waren.

Das Feuer im Tempel spornte unsere Feinde erst recht an, und nach wenigen Tagen hatten sie auch den Zugang zum Tempelberg gesprengt. Wir drängten uns um Rabbi Joram und warteten auf unser Schicksal. Bald schon hörten wir das Klirren von Waffen, dann stürmten die ersten Soldaten in der Hoffnung auf Beute in den Ruinen des Tempels heran und drangen auf den geheiligten Platz. Mordlust blitzte in ihren Augen; jetzt konnte uns nur noch der Herr Beschützen. Rabbi Joram trat vor sie und wollte ihnen Einhalt gebieten. Seht ihr denn nicht, dass hier immer noch Gottes Haus ist? Wollt ihr euch am Himmel versündigen? Hoch erhobenen Hauptes stand er vor ihnen und reckte die Arme gen Himmel: Herr, rief er, ihr Feuer kann das Holz, aber nicht Deinen Geist vernichten. Gebiete ihnen Einhalt! Doch sie lachten nur, nein sie johlten, lauter und lauter, bis des Rabbi Stimme kaum noch zu hören war.

Dann trat einer ihrer Offiziere vor – die Meute verstummte. Wohnten in diesem Tempel die Götter Roms, Alter? Betetet ihr hier für das Wohl des Reiches? Opfertet ihr hier im Namen des Kaisers? Die Augen des Offiziers blitzten, mit dem ausgestreckten Schwert zeigte er auf den Rabbi. Joram wollte erwidern, doch der Offizier schrie ihn an: Schweig, Alter. Wir wissen was hier erdacht und erlebt wurde: Euer Aufruhr und die Niederlage unserer Heere. Nun ist es aber anders gekommen. Wo war denn euer Gott in diesem Krieg? Warum hat er nicht eure Mauern geschützt? Wo war der unverwundbare Panzer, den er um eure Krieger hätte legen sollen? Und warum sollt ausgerechnet ihr, die ihr euch Priester nennt und die ihr euch hinter euren Schriften (ja, ich habe ein wenig eure Bräuche studiert) verstecken wollt, ein anderes Schicksal erleiden als die, welche ihr angestiftet habt, sich gegen uns zu erheben?

Joram flehte ihn an, sich nicht im Heiligsten zu versündigen. Das aber machte den Offizier erst recht rasend. Er gab seinen Soldaten einen Wink. Zitternd musste ich ansehen, wie sie einen Leuchter nahmen und meinen Rabbi, ihn den Weisen und Gütigen, einfach erschlugen. Blindwütig metzelten sie danach jeden nieder, den sie fanden; Alle, die uns auf der Flucht gefolgt waren, hauchten im Tempelhof ihr Leben aus. O Herr, möge ihr Blut nicht umsonst vergossen sein; möge ihr Opfer unserem Volk helfen, den Weg zu Dir zurückzufinden!

Ich verbarg mich hinter einem Mauervorsprung und Dein weiser Ratschluss wollte es, dass die Soldaten in ihrer Beutegier mich übersahen. Sie stürzten ins Allerheiligste, in der Hoffnung, hier vielleicht noch Gold und Schätze zu finden. Als sie feststellen mussten, dass das Feuer vieles zerstört hatte und der Tempelschatz nicht offen vor ihnen lag, brüllten sie vor Wut. In ihrem rasenden Zorn rissen sie Heilige Schriften, die wir den Flammen gerade noch entrissen und notdürftig verstaubt hatten, aus den Laden. Mit ihren blutbesudelten Sandalen trampelten sie auf ihnen herum, um unser Volk noch zu erniedrigen; dabei lachten sie so grässlich, dass ich es nicht zu beschreiben vermag. Herr, verzeih ihnen, denn sie wissen nichts von der Größe und Erhabenheit Deiner Worte. Bald aber eilten die Soldaten zurück in die Stadt, um zu plündern, was vielleicht von anderen übersehen war.

Lange wartete ich, bis ich mich aus meinem Versteck wagte. Ich sammelte auf, was die Soldatenmeute zurückgelassen hatte; vor allem säuberte ich die Schriftrollen und legte sie so gut es ging in die zerbrochenen Laden. So sehr war ich darin vertieft, dass ich nicht hörte, dass jemand anderes Dein Haus betreten hatte. Ein Mann räusperte sich plötzlich hinter mir – zu Tode erschrocken drehte ich mich um und erblickte nicht nur ihn sondern auch seine waffenstarrende Eskorte. Er war von mittlerer Größe, trug zivile Kleidung und hatte ein scharf geschnittenes Gesicht; seine Augen blickten mich durchdringend an. Doch unterschied er sich von dem Offizier, der meinen Rabbi hatte hinschlachten lassen – er wirkte nicht beutegierig sondern ruhig und selbstbewusst.

Aber das wurde mir erst später bewusst; denn ich warf mich ihm zu Füßen, bat ihn um Gnade und wähnte doch mein Ende gekommen. Aber der Mann sprach mich zu meinem Erstaunen in unserer Sprache an: Erhebe Dich und

ängstige Dich nicht. Ich bin nicht gekommen, um zu töten. Zeige du uns nur den Zugang zum Tempelschatz, denn er gehört dem Kaiser. Dir selbst soll kein Leid geschehen. Einen Moment lang dachte ich daran zu erzählen, der Schatz sei rechtzeitig in die Oberstadt geschafft worden. Aber der hohe Würdenträger, denn ein solcher schien er zu sein, las in meinen Augen meine Gedanken, lächelte nur und sprach: Versuche keine Ausreden; ich weiß, wie es um das Gebäude und seine Schätze bestellt ist. Der Schatz befindet sich noch hier! Du aber habe keine Furcht.

Zitternd erhob ich mich und wankte mehr als dass ich ging. Ich fürchtete trotz seiner Beteuerungen jeden Moment einen Hieb von hinten zu erhalten, doch nichts geschah. Ich holte den großen Schlüssel, der den Weg in die Schatzkammer öffnen würde, aus seinem Versteck hervor und brachte die Soldaten zum Abgang, der in die Kammer führte. Mein ganzer Körper war schweißnass. Einige Soldaten blieben als Wache vor der Tür stehen, während ich mit einem brennenden Kienspan voranging. Schließlich kamen wir an eine weitere Tür. Sie war kaum zu erkennen, so gut hatten die Erbauer des Tempels einst alle Fugen geschlossen. Hierfür gab es keinen Schlüssel sondern einen geheimen Mechanismus, der sich hinter einem locker ins Mauerwerk eingelassenen Stein befand. Ich betätigte die zum Vorschein kommende Feder und die Tür öffnete sich wie von Geisterhand. Einer der begleitenden Offiziere piff anerkennend: Das nenne ich gute Arbeit!

Es dauerte wohl zwei Stunden, bis die Soldaten alles heraufgeschleppt hatten. Auch ich musste helfen. Herr, wie schwer ist mir jede Treppenstufe gefallen, über die ich Deine Schätze in des Feindes Hand trug. Aber hätte ich eine andere Wahl gehabt – hätte ich mein Leben hingeben sollen, wenn doch andere ebenso den Weg hätten weisen können? Ich gestehe es Herr, die Hoffnung am Leben bleiben zu können, war größer als mein Wille, dem Feind zu widerstehen. Ich weiß, dass die Römer ihre Beute auf den großen Triumphzügen, die sie in Rom nach jeder siegreichen Schlacht abhalten, dem römischen Pöbel – verzeih, Herr, dass ich für unsere Feinde nur abfällige Worte finde – zeigen. Aber sind vergängliche Schätze wichtiger als Dein Wort, das wir in unseren Herzen bergen? Oder ist das nur ein schwacher Versuch, mein Verhalten zu rechtfertigen?

Aus einem Brief des Legaten C. Sempronius an sein Frau Fulvia:

In den Tiefen des Tempels fanden wir eine ungeheure Menge an goldenen und silbernen Geräten, aber auch – das zeigt die ganze Treulosigkeit dieses Volkes – zahlreiche Waffen, die für unsere Vernichtung gedacht waren. Die Schatzkammer war mit einem sehr sinnreichen Mechanismus verschlossen. Wir sollten ihn noch vor der Zerstörung des Tempels zu ergründen suchen, um ihn für uns nutzbar zu machen.

Ein jüngerer Priester von vielleicht 25 Jahren hat uns den Weg gezeigt. Du hättest sehen sollen, wie ihm die Knie zitterten. Er hat in seinem Leben bestimmt noch nie solche Todesangst ausgestanden – aber auch er war unter den Aufrührern gewesen! Wir haben einen ausgezeichneten Berater in unseren Reihen, einen gewissen Joseph, der früher selbst jüdischer Kommandant war.

Er hat darum gebeten, den Mann am Leben zu lassen, da er ihn noch für einen Spezialauftrag des Hofes benötige. So hat also der Kerl außerordentliches Glück gehabt. Denn von unseren Gegnern hatte sonst niemand Gnade zu erwarten.

Mir geht es gut und ich hoffe in wenigen Tagen absegeln zu können, um an Deiner Seite, mein Augenstern, wieder in unser Haus eintreten zu können.

Als der gesamte Schatz auf mehrere Karren geladen und abtransportiert war, wandte sich der Offizier, der die ganze Zeit ruhig und besonnen das Verladen überwacht hatte, zu mir um. Ich war jetzt, da er alles erlangt hatte, was er wollte, auf mein Ende gefasst. Unwillkürlich beugte ich den Nacken, als wartete ich auf einen Schwerthieb. Doch nichts dergleichen geschah; er sprach leise und doch mit Nachdruck: Ich habe noch einen weiteren Auftrag für dich. Sammle alle Schriften des Tempels, derer du habhaft wirst, und lege sie in Behältnisse, derer du habhaft werden kannst. Aber eile dich, dass du fertig wirst, bevor es dunkel wird! Zaghafte wandte ich ein, dass noch nie eine der Heiligen Schriften Dein Haus verlassen hätte. Doch er schüttelte lächelnd den Kopf: Deine Jugend entschuldigt deine Unkenntnis. Glaubst du, der Feldherr wird den Tempel, das Symbol eurer Unbotmäßigkeit, verschonen, damit ihr ihn wieder aufbaut? In wenigen Tagen wird hier kein Stein mehr auf dem anderen sein, dessen sei gewiss; ist es da nicht besser, die Heiligen Schriften in Sicherheit zu bringen?

Ich fügte mich, denn – Herr, zürne mir nicht ob meiner Schwäche – ich hoffte natürlich, im Schutz dieses Römers dem Morden selbst entgehen zu können. Also tat ich wie mir geheißen. Schließlich war alles in den Körben verstaut, ängstlich und demütig, aber auch erwartungsvoll blickte ich Joseph – so hatte ihn der Hauptmann der Eskorte gerufen – an. Er lächelte: Komm mit, du kannst mir bei meinen Studien zur Hand gehen, denn du wirkst flink und gewandt. Ich hoffe, du bist schriftkundig und verstehst dich auch auf das Griechische. Ich nickte, auch wenn ich damit meine Kenntnisse der griechischen Sprache erheblich übertrieb. Er winkte zwei Soldaten zu sich und befahl ihnen, die Kisten zu seinem Zelt zu tragen und acht zu geben, dass keine der Schriftrollen verloren gehe.

Missmutig nahmen sie den Auftrag entgegen, denn Joseph hielt sie dadurch davon ab, sich an den Plünderungen zu beteiligen. Doch Joseph versprach ihnen Belohnung aus der allgemeinen Beute, und so machten wir uns gemeinsam auf den Weg. Auf diese Weise gelangte ich sicher aus der Stadt in das Feldlager. Wie schrecklich aber war der Weg durch die Gassen! Wie aufgerissene Augen glotzten mich die Tür- und Fensterhöhlen der Häuser an. Überall war Hausrat verstreut, Ratten huschten dazwischen herum und suchten – nach den Römern – ihren Teil der Beute. Ungezählt war die Menge der Toten: Nackt, verstümmelt, geschändet lagen sie auf dem Wege oder in den Hausfluren, in die mein Blick fiel. Ich wandte mein Antlitz ab, doch wohin ich mich auch drehen mochte, ich sah nur Tod und Verderbnis allenthalben. Schrecken erfüllte mich, glaubte ich doch in einem der Toten meinen Freund

Nehemia zu erkennen, neben ihm seine kleine Schwester Lea, ein Mädchen von gerade einmal 12 Lenzen. Was hatten sie wohl vor ihrem Tod Qualvolles erdulden müssen?

Sie haben Blut vergossen
Um Jerusalem her wie Wasser;
Und war niemand, der begrub
Psalm 79, 3

Joseph spürte mein Entsetzen; Du warst wohl noch nie im Krieg? fragte er. Stumm nickte ich. Er blickte mich an: Das dachte ich mir, denn sonst wüsstest du, dass eine Stadt, die so lange ausharrt und die Belagerer viele Leben kostet, keine Gnade erwarten darf. Haben das eure Anführer euch nie gesagt? Ich schüttelte den Kopf – was hatten sie uns überhaupt erklärt? Das Joch der Römer abschütteln, das Reich Davids wieder errichten, das war ihre Losung gewesen. Immer wieder versicherten sie, dass der Herr auf unserer Seite sei und die Eindringlinge vertreiben werde. Immer wieder hatten sie uns aus den Schriften wundersame Errettungen des Volkes Israel aus größter Not als Ansporn, in unseren Bemühungen nicht nachzulassen, gegeben! Noch in den letzten Tagen hatten wir ihnen geglaubt und auf ein solches Wunder gehofft. O Herr, wie verblendet sind wir gewesen! Warum solltest Du Deine Hilfe uns gewähren, die wir so sehr gesündigt hatten?

Als wir durch die zerstörte Stadtmauer schritten, fiel mein Blick auf die vielen Kreuze, an denen jene unseres Volkes hingen, die die Römer gefangen hatten. Mich schauderte, denn einige rangen noch mit dem Tode, während die meisten schon grausige Beute der schwarzen Vögel geworden waren. Es war Teil des großen Strafgerichts, das der Feldherr über unser Volk verhängt hatte. Joseph sah meine vor Schreck geweiteten Augen: Furchtbar ist es, sagte er, aber so ist der Krieg eben. Der Feldherr hat euch damit einschüchtern, euren Willen brechen wollen – ich habe versucht, mit ihm darüber zu sprechen. Denn er hat damit wohl nur eure wilde Entschlossenheit zum bedingungslosen Kampf gestärkt. Doch unser Feldherr erwiderte nur: Es ist der Wille des Kaisers!

Joseph brachte mich ins Feldlager und wies mir einen Platz unter seinen Bediensteten zu. Noch nie war ich, der ich meine Tage in der Schreibstube verbracht hatte, unter Soldaten geraten – mit einer Mischung aus Abscheu und Neugier beobachtete ich das Lagerleben. Hatten wir in der Stadt über Monate Not gelitten, so gab es hier alles im Überfluss. Über den Feuern brien Ochs und Lämmer, die einst unser Volk hatten nähren sollen. Hunde rissen sich gegenseitig die achtlos weggeworfenen Knochen aus dem Maul, die uns in der Stadt oft die letzte Nahrung gewesen waren.

Vor dem Lager aber hockten gefesselt die Wenigen, die das Morden überlebt hatten, und ihrem ungewissen Schicksal entgegensahen: Der Sklaverei, oder schlimmer noch: Der Galeere oder den Minen! Wie konnte ich, der durch Deine Fügung o Herr gerettet worden war, ihnen in die Augen sehen? Wohin würde das Schicksal sie verschlagen?

An den Wassern zu Babel

Saßen wir und weinten,
wenn wir an Zion gedachten.
Wie sollten wir des Herrn Lied singen
In fremden Landen?
Psalm 137, 1+4

Ein schlimmeres Schicksal als einst unsere Vorväter in Babylon, als Nebukadnezar das Volk Israel verschleppte, erwartete sie, wurden doch Mutter und Sohn, Bruder und Schwester auseinander gerissen und in alle Winde verstreut! Nicht einmal im Leid sollten sie vereint sein können – ohne jede Hoffnung auf Rückkehr in ihre Heimat. Joseph ließ mich, als ich ihn danach fragte, über ihr Schicksal nicht im Unklaren. Die meisten, erklärte er mir mit unbewegter Stimme, werden in wenigen Monden gestorben sein. Glückliche dürfen sich nur jene schätzen, die bei einem der Offiziere als Sklave Arbeit verrichten dürfen. Doch es werden nur wenige sein, die noch kräftig oder – er verharnte einen Moment – hübsch genug sind, um den Herren anders zu Diensten sein zu können. Tatsächlich schritten bereits die Sklavenaufkäufer durch die Reihen, prüften Muskeln hier, öffneten Kleider dort und taxierten die menschliche Ware, die sie für zahlungskräftige Kunden erwerben wollten.

Von der so viel gerühmten Disziplin römischer Soldaten im Feld war im Lager nur wenig zu spüren; der Wein hatte bei vielen seine Wirkung nicht verfehlt. Derbe Scherze machten die Runde, überall gab es Raufereien um Beutestücke. Ruhe gab es bestenfalls rund um die Zelte des Feldherrn und der ranghöchsten Offiziere. Wie zog es mir aber das Herz zusammen, als ich die Dirnen sah, die sich den Männern feilboten, nur um an ihren Gelagen teilhaben zu können – es waren Frauen aus unserem Volk! Aber soll ich sie richten, versuchten sie nicht so, wenigstens ihr Leben zu retten? Hatte ich ein Recht, ihnen zu zürnen, der ich doch so unverdient dem Grauen entkommen war? Ich erkannte manche von ihnen, mied jedoch ihren Blick; war ich doch der vom Schicksal Begünstigte. Aber ihr Lachen, das sie den Soldaten entgegenwarfen klang schrill und war eher Ausdruck der Trauer als der Lust.

Es ist wirklich so gekommen, wie Joseph sagte: Wie einst der Chaldäer ließ Titus im Tempel keinen Stein auf dem anderen. Zu Hunderten fielen sie zu Tal; was die rohe Gewalt schließlich nicht bewerkstelligen konnte, überließ der Grausame einem gewaltigen Feuer. Wie in der Schrift geschrieben steht:

Der Feind hat alles zerstört in Deinem Heiligtum
Deine Widersacher brüllen in Deinem Haus und beten ihre Götzen darin an
Man sieht die Äxte blinken, sie zerschlagen alles, wie man die Bäume in
einem Wald schlägt
Sie verbrennen Dein Heiligtum, sie entweihen und werfen zu Boden das
Heiligste, Dein Wort!
Psalm 74, 3-7

Ach Herr, hättest Du doch Deine Engel gesandt, Dein Haus zu schützen! Doch nur Trümmer und Asche liegen jetzt auf Deinem Berg – nichts ist geblieben

als die Erinnerung in meinem Herzen. Wo sollen wir Dir jetzt Opfer bringen? An welchem Ort sollen wir Dich ehren? Herr, gib Deinem Volk die Kraft, den Tempel dereinst größer und schöner wieder zu errichten! Möge es dann Deinen Worten so gehorchen, wie die Propheten es uns gelehrt haben.

Heute weiß ich, dass nicht alle der Unseren nur Trauer über das fürchterliche Unheil empfanden. Die Lust unseres Volkes, sich in fruchtlosen Auseinandersetzungen um die richtige Auslegung der Schriften zu zerfleischen, blieb auch in diesen schrecklichen Zeiten am Leben. Ihr seid den falschen Propheten gefolgt, tönte es von den einen. Wäret ihr unseren Weg gegangen, so wäre es nie so weit gekommen, riefen wieder andere. Noch andere zeigten uns unserer Sünden, die erst dieses Strafgericht Gottes heraufbeschworen hätten. Einige fluchten der Jesus-Gruppe, die ungestraft ihre gotteslästerlichen Ideen habe verbreiten können. Dabei lag es auf der Hand: Ohne den Aufstand, den unglückseligen, könnten wir noch immer Dich, o Herr, in Deinem Haus verehren, müssten keine zahllosen Toten beklagen. Möge das Volk sich durch all die neuen Propheten, die nun glauben machen wollen, sie seien es, die Dein Wort verstanden haben, nicht wiederum verwirren lassen.

Joseph nahm mich für einige Zeit in seine Dienste; ich ging ihm bei der Sichtung der Schriften zur Hand, die er für eine Chronik unseres Volkes verwenden wollte. Dabei musste ich meine Kenntnisse des Griechischen mehr als nur auffrischen; zum Glück war unter den Dienern des Joseph Eusebios aus Korinth, der mir hilfreich zur Seite stand. Der Umgang mit ihm erleichterte es mir ein wenig, die schrecklichen Ereignisse zu verdrängen. Die Arbeit erlaubte mir zudem, im Zelt bleiben und mich vom Lagerleben fernhalten zu können. Nur nachts erwachte ich oft von fürchterlichen Träumen geplagt und sah wieder und wieder meinen Rabbi und die vielen anderen mit ihm unter den Schwerthieben niedersinken. Wie vermisse ich ihn, der mich Dein Wort, o Herr, gelehrt und mich stets auf den rechten Weg geleitet hat.

Joseph erblickte ich nur selten; er weilte nahezu jeden Abend beim Feldherrn, in dessen Gunst er besonders hoch zu stehen schien. Dabei war er – wie ich allmählich herausbrachte – einer der Unseren gewesen und hatte geholfen Jotapata zu verteidigen. Es gab Gerüchte, wie er unversehrt entkommen konnte; von Verrat war die Rede. Zudem wurde gemunkelt, er habe in der Gefangenschaft nach dem Fall der Festung dem damaligen Feldherrn Vespasian eine glückliche Zukunft vorhergesagt. Auf jeden Fall war er von ihm begnadigt worden.

Ich weiß nicht, ob Joseph prophetische Gabe verliehen ist; ich glaube es aber eher nicht. Gleichwohl wollte es der Lauf der Zeit, dass Vespasian in Rom über seine Widersacher triumphierte und zum neuen Augustus ausgerufen wurde. Er behandelte danach Joseph, seinen ursprünglichen Feind, höchst ehrenvoll und gab ihn in das officium seines Sohnes Titus. Joseph hatte den neuen Feldherrn auf dem weiteren Feldzug begleitet – er machte auf mich, obwohl die Römer ja die Unseren verfolgten, nicht den Eindruck, als tue er dies nicht freiwillig. Mit einigen Offizieren schien er sogar auf sehr vertrautem Fuß zu stehen.

So sehr ich Joseph natürlich dankbar war, dass er mich gerettet hatte, so sehr verwunderten mich seine Worte über unser Volk. Starrsinnig sei es, vom Wahn im Glauben an das Reich Gottes so besessen, dass es bis zum letzten Blutstropfen dafür kämpfe. Lust am Untergang nannte er das; denn wie sollte ein so kleines Volk das mächtige Rom in die Knie zwingen? Hatten sich nicht viel größere Völker und Reiche der römischen Macht gebeugt? Warum – so frage ich mich heute – hatte Joseph dann überhaupt am Kampf teilgenommen? Aber ich schwieg aus Furcht, sein Missfallen zu erregen.

Ist es den Juden im Römischen Reich nicht gut ergangen, fragte er eines Tages, als ich ihm berichtete, was ich in den Schriften entdeckt hatte. Was hat dem Volk Israel gefehlt? Und – setzte er mit bitterem Lächeln hinzu – ohne den Schutz Roms wäre Israel doch nur eine leichte Beute des parthischen Großkönigs geworden. Hat das Volk Israel jemals von dort, aus Chaldäa, Gutes erfahren? Haben Assur und Babylon Israel nicht immer wieder leiden lassen Wozu also dieser widersinnige Kampf? Gewiss, auch ich habe mich blenden lassen; doch ich habe gelernt, dass es uns mit Rom und unter der Herrschaft seines Kaisers besser geht; daher habe ich mich für Rom, für den Frieden im römischen Erdkreis entschieden. Sind ein paar Kaiserbilder auf dem Tempelberg, derentwegen eure Priester so gezürnt hatten, es wert, ein Volk in die Vernichtung zu treiben? Haben die Römer dem Volk Israel nicht gestattet, weiterhin den Herrn zu verehren.

Mir kam die Weissagung, die einst Salomo gegeben ward, in den Sinn. Mit Wohlgefallen habe der Herr den Tempel gesehen und dem Volk Israel eine glückliche Zukunft verheißen, wenn es auf dem gerechten Weg gehe. Aber – mich schauderte – er hatte auch mit den Folgen gedroht, wenn Salomo und das Volk Israel fehlen sollten:

Wenn er aber von den Gesetzen abfalle und sie vergesse,
oder sogar sich zu der Verehrung fremder Götter verleiten lasse,
so werde er ihn vertilgen und weder von seinem Geschlecht eine Spur übrig
lassen,
noch das Volk der Israeliten vor Unheil bewahren.
Mit Krieg und unsäglicher Drangsal werde er sie bestrafen,
sie aus dem Lande, das er ihren Vätern gegeben, vertreiben
und fremder Gefangenschaft überantworten.
Den Tempel aber werde er dann von den Feinden in Brand stecken
Und plündern und die Stadt von deren Händen zerstören lassen.

Flavius Josephus, Jüdische Altertümer, 8. Buch, 4. Kapitel, Vers 127-128

Hatten die Priester aber nicht nur dem Gesetz gehorchen wollen, als sie sich gegen „die paar Kaiserbilder“, wie Joseph sich ausdrückte, auflehnten? Hatten sie nicht den Zorn des Herrn gefürchtet, der Salomo so furchtbar verkündet worden war? Und doch wusste ich: Joseph hatte im Grunde recht. Der römischen Macht waren wir nicht gewachsen. Ich fühlte mich elend. Denn, Herr, hatte nicht auch ich geglaubt, dass wir um Deines Ruhmes willen, für Dein Wort kämpften? Oder hatten wir nur von irdischen, vergänglichen Gütern, ja nur von eitler Macht geträumt? Joseph hatte mich zweifeln gemacht.

Eines Abends rief Joseph mich zu sich: Zu mir wird gleich der ärgste eurer Übeltäter gebracht. Ich möchte, dass du unser Gespräch aufzeichnest; denn ich will es dem Feldherrn vorlegen, der dann über das Schicksal des Gefangenen befinden wird. Ich begann zu zittern, denn ich fürchtete nicht nur, einem der unseren direkt in die Augen blicken zu müssen. Ich sorgte mich auch, nun alles sogleich ins Griechische transkribieren zu müssen. Joseph spürte mein Unbehagen und beruhigte mich: Du schreibst in unserer Sprache; die griechische Transkription wird Eusebios anschließend fertigen. Ich atmete tief auf.

In dem Moment hob sich die Leinwand des Zeltes und ein großer bärtiger, schmutziger Mann mit einem groben Gesicht und schweren Eisen an den Füßen wurde von zwei Wachen nach vorn gestoßen. Es gelang ihm gerade noch, auf die Knie zu fallen und so meinem neuen Herrn ungewollt zu huldigen. Aber kaum hatte er den Kopf gehoben, so spie er aus: Verräter! Sei verflucht bis ins letzte Glied. Du bist schlimmer als der ärgste Römer – der Herr soll dich in die tiefste Gehenna stoßen!

Joseph lächelte nur: Simon (ich stutzte: War es jener Simon, der zum Schluss in unsere Stadt gekommen und neue Parteikämpfe begonnen hatte?), das Glück hat Dich verlassen und es nützt wohl wenig anzuklagen. Gedenke der vielen Toten, die euer sinnloser Kampf gekostet hat. War es das wert? Was ist nun aus den Seelen derjenigen geworden, die euretwegen ihr Leben ausgehaucht haben? Kommst du jedenfalls jetzt zur Besinnung, Simon?

Der aber schwieg zunächst; doch dann brüllte er so laut, dass die Wachen vorsichtig ins Zelt schauten, ob noch alles zum Guten stand. Hast du, elender Verräter, dich nicht selbst gegen die erhoben, deren Schoßhund du jetzt bist? Hast du nicht auch gegen die drückenden Lasten, die die Römer unserem Volk auferlegt haben, gekämpft? Warst du nicht genauso zornig, als die Römer uns zwangen, ihre lächerlichen Kaiserbilder anzusehen? Hast du dem Bluthund Gessius Florus inzwischen die Füße geküsst? Warum konnten sie unser Volk nicht in Frieden leben lassen nach alter Väter Sitte und mussten sie uns bis aufs Blut aussaugen in ihrer unersättlichen Gier?

Zornig warf er seinen Kopf zurück; erst jetzt schien er mich zu entdecken: Bist du auch so ein Verrätersöhnchen, das sich lieb Kind bei unseren Feinden macht? Doch bevor er seine Wut weiter an mir auslassen konnte, fiel ihm Joseph ins Wort: Lass den Jungen in Ruhe, er hat nichts Unrechtes getan. Warum, fragte er wiederum Simon, habt ihr die Stadt nicht dem Feldherrn übergeben? Ich selbst habe euch mehrfach dazu aufgefordert, aber nichts ist geschehen. Diese Frage schien Simons Zorn nur noch zu steigern. Aufgeben, um die Gotteslästerer in unsere Stadt, in unser Heiligtum zu lassen? Niemals!

Auch wenn Simon mit anderen unser Volk ins Verderben gestürzt hatte, so nötigte mir doch seine unbeugsame Haltung Respekt ab. Er bettelte nicht um sein Leben – er wusste, dass der Tod ihm bevorstand. Und hatte er nicht auch Recht, wenn er von der ungeheuren Bedrückung sprach? Hatten nicht die römischen Verwalter, Prokuratoren, Statthalter – und wer sonst noch über unser Land hergefallen war – versucht alles aus der Provinz herauszupressen?

Es waren schlimme Zeiten gewesen, so hatten wir gedacht. Dass die Gegenwart viel grausamer sein würde, war jenseits unserer Vorstellungen gewesen. Bitter hatten wir uns getäuscht. Auch Joseph schien nicht ganz unbeeindruckt von dem, was Simon ihm ins Gesicht geschleudert hatte. Die ganze Verachtung, die er Josef gezeigt hatte, war an diesem nicht ganz spurlos vorbeigegangen. Mehrfach hatte ich ein nervöses Zucken in Josephs sonst so ruhigem Gesicht gesehen. Doch er ließ sich nichts anmerken.

Er fragte Simon nach den Verteidigern und den Anlagen in der Stadt – wollte er damit letzte Verstecke aufspüren? Wurden nicht jeden Tag noch versprengte Krieger dingfest gemacht? Doch Simon schwieg hartnäckig. Er hatte seine ganze Verachtung hinausgespien. Jetzt schien er nicht einmal mehr zu hören was Joseph zu ihm sprach. Doch dann hob Joseph noch einmal die Stimme: Du der du dich so unbeugsam gebärdest, hast du dich nicht feige verkrochen? Haben dich die Soldaten nicht aus einem Abflussrohr gezerrt, wo du dich verstecken wolltest, du großer Held? Simon zuckte zusammen, als Joseph diese Schmach ansprach, blieb aber ruhig.

Joseph war zu meiner Verwunderung offenbar mit dem Verlauf des Gesprächs zufrieden. Er wandte sich zu den Wachen und befahl, den Gefangenen wieder fortzuführen. Noch lange hörten wir sein zorniges Gebrüll, mit dem er das nahe Ende und Gottes Strafgericht über uns beschwor. Joseph wandte sich wieder zu mir: Mehr hatte ich gar nicht erwartet, aber mit diesem zornigen Blick wird er beim Triumphzug die Menschen in der Stadt Rom sehr beeindrucken! Die Römer lieben das Wilde, wenn es denn in Ketten liegt

Als er meinen fragenden Blick bemerkte, lächelte er: Weißt du nicht, dass Titus nach diesem Krieg einen Triumphzug durch Rom machen wird und dass auf den Wagen die goldene, aber auch die menschliche Beute mitgeführt wird? Ich nickte, doch Joseph fuhr einfach fort. Nun, die Römer lieben es, wenn unter den Gefangenen stolze Könige oder Heerführer sind – das mehrt den Ruhm des Feldherrn, weil er so starke Gegner bezwungen hat. Wenn sie dann auch eher Raubtieren ähneln, sind sie umso interessanter! Die Masse sucht das wohlige Grausen, so wie sie jeder Hinrichtung beiwohnt und die Blicke von den Zuckungen der Todgeweihten nicht lassen kann.

Dann verließ er das Zelt und ich machte mich rasch daran, meine Notizen zu ordnen, um sie Eusebios zu übergeben. Er warf einen raschen Blick auf meine Schriftstücke: Gut beobachtet, meinte er; das Bild, das du von Simon mit Worten zeichnest, ist sehr treffend und lebendig! Beim letzten Wort stutzte er einen Moment, bevor er hinzusetzte: Angesichts der kurzen Zeit, die ihm wohl noch verbleibt, vielleicht nicht ganz passend. Er lächelte grimmig und zog sich zurück, um die Übersetzung zu fertigen

Wie mir einige Soldaten aus Josephs Umgebung erzählten, hatte er wohl tatsächlich noch versucht, die Erstürmung Jerusalems zu verhindern und über eine friedliche Übergabe verhandelt. Doch die Unseren waren in ihrem Starrsinn verfangen. Lieber sterben als den Nacken beugen, sollen sie den Unterhändlern entgegen gerufen haben. Warum hatten wir, die wir in der Stadt ausharrten, davon nichts gehört? Hatten unsere Führer den Tod so vieler unseres Stammes einfach in Kauf nehmen wollen? Aber ich will nicht richten,

denn niemand weiß, ob Titus die Menschen wirklich geschont hätte oder welches unser Schicksal gewesen wäre.

*Titus Flavius Vespasianus
an Imperator Caesar Vespasianus Augustus*

*Vater,
endlich ist der harte Krieg zu einem Ende gekommen. Jerusalem, die letzte Stadt der Aufständischen ist erstürmt und dem Erdboden gleichgemacht. Nie wieder soll die Saat des Unfriedens und der Unbotmäßigkeit aus diesem giftigen Boden hervorsprießen. Viele meiner besten Soldaten, von denen Du selbst viele geführt hast, haben ihr Leben lassen müssen, weil das starrsinnige Volk der Juden bis zum letzten Blutstropfen hat kämpfen wollen. Nun haben sie den Preis dafür gezahlt – unsere Truppen haben sie hart gestraft. Du hast stets Achtung vor fremden Heiligtümern bewiesen. Leider konnte ich diesen so klugen Weg nicht gehen. Denn auf dem Tempelberg hatte sich eine kleine Schar der jüdischen Banditen verschanzt. Als wir den Tempel durchsuchten, fanden wir Waffen in großer Zahl – wahrlich eine seltsame Art, die Götter zu verehren. Den Tempel habe ich daher schleifen lassen – nie wieder soll sich eine Gebetsstätte hier erheben. Der Schatz – eine gewaltige Beute – wird in Kürze nach Rom verschifft. Ich selbst werde nicht viel später folgen, wenn die Provinz geordnet und wieder befriedet ist. Bei mir habe ich den jüdischen Überläufer, den du mir zugeteilt hast. Er wird die Geschehnisse dieses Krieges aufzeichnen und damit den Ruhm unseres Hauses für die Ewigkeit bewahren.
Sei gegrüßt!*

Denn auch in Rom zitterten viele damals vor seiner Härte. Einmal hatte ich den Feldherrn von Angesicht zu Angesicht erblickt; seine Augen waren vom Triumph, aber ebenso von Entschlossenheit erfüllt. Ihnen standzuhalten war unmöglich. Mit den Gefangenen der Unseren kannte er keine Gnade. Wurden sie auch nur im Entferntesten für schuldig befunden, zu den Anführern des Aufstandes zu zählen, ließ er sie in die Silberminen schaffen. Nur wenige entgingen diesem Schicksal, teils weil sie ihn zu rühren vermochten, teils weil er sich auf dem Sklavenmarkt für sie gute Preise erhoffte. Um wie viel mehr war ich erstaunt, als ich viele Jahre später vernahm, der Feldherr, der nun Kaiser geworden war, werde für seine große Milde gerühmt. Wie kann ein Mensch sich so verwandeln?

Titus ... war der Liebling und das Entzücken des Menschengeschlechts. So sehr war er durch sein Naturell, seine Geschicklichkeit oder das Schicksal befähigt, sich – was das schwierigste ist – sogar als Kaiser die Zuneigung aller Menschen zu gewinnen, nachdem er als Privatmann und auch solange sein Vater herrschte, verhaßt und dem öffentlichen Tadel ausgesetzt war.

Aus: Sueton, Leben der Caesaren

Viele Gerüchte gab es um die Geliebte des Titus, Berenike aus dem Haus des Königs Herodes. Sie teilte das Lager mit ihm, ohne dass er dazu hätte Gewalt ausüben müssen, sie ist ihm später nach Rom gefolgt. Vielleicht hat sie wie einst die Ägypterin Kleopatra gehofft, an seiner Seite über Rom zu herrschen! Das ist ihr zum Glück nicht gelungen, Titus hat sie – aus Staatsräson, so sagt man – verstoßen. Immerhin ist ihr das Schicksal der Pharaonentochter erspart geblieben. Dennoch: ich schäme mich zutiefst, dass eine Tochter unseres Volkes sich mit unserem Vernichter so lange gemein gemacht hat. Herr, verzeihe mir, dass ich zornig bin und Schadenfreude über ihre Schmach empfinde. Bin ich doch selbst in römische Dienste, oder besser: in die Dienste eines Überläufers getreten. Doch wie kann eine Frau einen Mann lieben, der ihr eigenes Volk dahingeschlachtet hat? Was nur ist aus dem Volk Israel geworden?

Nach einigen Wochen eröffnete mir Joseph, dass er mit Titus nach Rom abreisen werde. Er bot mir an, ihn als Sekretär zu begleiten; doch mich schauderte bei dem Gedanken, mitten unter unseren Feinden leben zu müssen, auch wenn er mir versprach, dass ich dort Glaubensgenossen finden werde. Ich liebte meine Heimat, obwohl sie fast vernichtet worden war. Lieber wollte ich helfen, sie neu zu errichten. Ich schüttelte heftig den Kopf und schützte die Sorge um meine Verwandten in Emmaus vor. Allein ich glaube, Joseph ließ sich nicht täuschen; trotzdem äußerte er Verständnis für meinen Entschluss. Er lobte meine Arbeit und sagte: Du kannst auch hier in Judäa wertvolle Arbeit für mich tun.

Mit diesen Worten überreichte er mir einen Ledersack. Darin, so sagte er, wirst du einiges finden, was über die Sekte der Galiläer geschrieben wurde, die sich inzwischen auch in Rom niedergelassen hat und den Geist vieler Menschen verwirrt. Der Kaiser will mehr über sie erfahren, um zu wissen, ob ihre Lehren dem römischen Staat gefährlich werden können, wie einst der verworfene Nero geglaubt hat, zumal auch Heiden ihren seltsamen Propheten folgen. Auf seine Frage, was ich über die Galiläer wisse, antwortete ich der Wahrheit gemäß: Nur wenig, Herr – ich bin im rechten Glauben geblieben; falschen Propheten will ich nicht folgen.

Joseph lächelte: Das verlange ich auch gar nicht von dir. Studiere du nur alle diese Schriften getreulich und sprich mit Menschen, die sich zu diesen Galiläern bekennen oder zumindest über sie mehr erfahren haben als sich in diesen wenigen Schriften befindet. Fasse dies in einem Bericht für mich zusammen, den ich dann dem Kaiser vorlegen kann. Das soll auch dein Nachteil nicht sein, wenn du nur – hier blickte er mir fest in die Augen – ein treuer Untertan des Kaisers bleibst.

Dann, ganz plötzlich, umarmte er mich; möge der Herr unserem bedrängten Volk beistehen, flüsterte er mir zum Abschied zu. So war er im Herzen doch einer der Unseren geblieben!

Wende dich uns wieder zu, du Herr der Ewigkeit,
du warst hier als noch nichts entstanden war,

und du wirst hier sein, wenn sie gegangen sind.
Aus dem Pawah-Graffito, Ägypten 18.Dynastie

Aus einem Brief des Legaten C. Sempronius an seine Frau Fulvia

Geliebte Fulvia,

immer wieder hat sich die Ausfahrt unserer Flotte verzögert. Waren es zunächst ungünstige Winde, die uns im Hafen festhielten, so ist es nun der Wunsch des Feldherrn, nicht mit wenigen Schiffen, nein, mit einer stattlichen Flotte die Heimat zu erreichen. Endlich hat er den Termin unserer Abreise auf die nächste Woche festgesetzt. So die Götter uns gewogen sind, werde ich Dich nur wenige Tage nach diesem Brief erreichen. Ich habe in diesen Wochen viel darüber nachgedacht, ob ich nicht meinen Abschied einreichen soll, damit wir uns auf unser kleines Landgut zurückziehen können. Andeutungen des Feldherrn lassen mich aber auch auf eine ehrenvolle neue Aufgabe hoffen. Lassen wir dem Schicksal seinen Lauf!

Das Wichtigste aber ist, dass ich bald wieder bei Dir, liebste Fulvia, sein kann!